

Er war noch ein Knabe, noch nicht einmal sechzehn Jahre alt, und doch sollte er den Tod des Erschickens erleiden. Die Infanteriebande, zu welcher er gehörte, war von den Regierungstruppen geschlagen und zerstreut und der Junge mit einigen seiner Kameraden gefangen nach der Mairie des 11. Arrondissements geführt worden.

Der Kommandant, betroffen von seiner jugendlichen Erscheinung und erkannt über die Kaltblütigkeit, die der Knabe in der Todesstunde zeigte, befahl, mit dem Volke des Urtheils zu warten und den Jungen so lange gefangen zu halten, bis seine Kameraden bei der nächsten Parolade ihr trauriges Ende gefunden hätten.

Anscheinend ganz ruhig und ergeben zeigten seine rothen, dunklen Augen und sein blaßes Gesicht — das bleiche Gesicht eines Paria — keine Spur von Aufregung oder Angst. Er schien alles das, was um ihn herum vorging, zu beobachten, als ob es ihn nicht berührte. Er vernahm die dumpfe Gewehrsalve, die seine Kameraden in die Ewigkeit hinfüßte, ohne auch nur mit einem Muskel zu zucken; sein ruhiger Blick schien in das große „Später“ zu schauen, das bald auch für ihn das „Jetzt“ werden sollte. Vielleicht dachte er an seine glückliche sorglose Jugendzeit — er war ihr ja kaum entwachsen — vielleicht an seine Verwandten und an ihren Kummer, wenn sie von ihm hörten; oder an die Kette fataler Ereignisse, die ihn des Vaters beraubt und in den pöbelhaften Aufbruch des Bürgerkrieges gestürzt hatte; vielleicht auch sann er darüber nach, wie dies alles gekommen war.

Zur Zeit, als der Krieg erklärt wurde, lebte er glücklich bei Vater und Mutter, rechtschaffenen Leuten der Arbeiterklasse, die ihn einem Buchdrucker in die Lehre gegeben hatten; nie trübte die Politik jenen stillen Haushalt.

Bald hernach wurde das Haupt der Familie von den Preußen erschossen. Die Entbehrungen während der Belagerung, das lange, ermüdende Warten auf die spärlichen Nahrungsrationen, die während eines strengen Winters vor den Metzger- und Baderläden vertheilt wurden, hatten seine Mutter auf das Krankenlager gestreckt, wo sie langsam dem Tode entgegenging.

Eines Tages, als er mit einigen Kameraden hinausging, um auf den festgefrorenen Feldern von St. Denis Kartoffeln auszugraben, erhielt er eine preussische Kugel in die Schulter. Bald darauf hatte ihn der Hunger, oder vielmehr die Furcht vor den Drohungen seiner Kameraden in das Heer der Kommune getrieben. Wie noch viele seiner Kameraden hatte ihn die bloße Furcht in den Reihen der Kämpfer zurückgehalten; es widerstand ihm, gegen Dröcker zu kämpfen und jetzt, da er seinen Schritt mit seinem Leben bezahlen sollte, war er froh, kein Menschenleben auf seinem Gewissen zu haben.

Die Dinge, die er in den letzten Monaten gesehen und gekostet, hatten ihm einen Abscheu vor dem Leben eingebläht. Es schauderte ihn bei dem Gedanken, seine Mutter in dieser schrecklichen Welt zurücklassen zu müssen, seine Mutter, die er so ärmlich liebte und die so unaussprechlich gut gegen ihn war; allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie ihm bald nachfolgen würde, denn sie war schon sehr schwach, als er sie vor vier Tagen gesehen hatte.

„Küsse mich, Lieber, küsse mich,“ hatte sie gesagt, „denn ich fühle, daß ich Dich nie mehr sehen werde.“

„Ach,“ dachte er bei sich traurig, „wenn sie ihm nur trauen, ihm nur eine Stunde die Freiheit zurückgeben würden, wie würde er zu ihr eilen und dann wieder zurückkehren, um sich den Händen zu überliefern, die nach seinem Blute dürsteten! Er wollte sein Ehrenwort geben und auch halten. Warum denn nicht? Außer seiner Mutter — auch sie war ja dem Tode nahe — hatte er niemand mehr zu betrauern. Sie noch mehr leben, ihre Lippen noch küßen, sie trösten und ermutigen, sie hoffnungsvoll verlassen und dann dem Tode unerforschten ins Gesicht sehen.“

Mitten in den traurigen Gedanken näherte sich ihm der Kommandant, gefolgt von einigen Offizieren.

„Nun, Büschchen,“ sagte er, „Du und ich haben eine Rechnung abzuschließen; Du weißt, was Dir bevorsteht?“

„Gewiß, Herr Kommandant, ich bin bereit.“

„Wirklich? So völlig bereit. Du fürchtest Dich also nicht vor dem Tode?“

„Weniger als vor dem Leben. Ich habe die letzten sechs Monate so viele, so schreckliche Dinge gesehen, daß mir der Tod besser erscheint, als ein solches Leben.“

„Ich wette, daß Du nicht zögern würdest, wenn ich Dir die Wahl ließe. Wenn ich nun sagte: Setze Deine Füße in raschen Lauf und zeige uns, wie schnell Du uns aus den Augen bist, so wärest Du bald fort, ich wette.“

„Versuchen Sie es nur, Herr Kommandant, versuchen Sie es! Stellen Sie mich auf die Probe; es ist kein Verlust werth. Es hat nichts zu bedeuten, ob Ihre Leute einen Mann mehr oder weniger erschiesen. Eine Stunde nur der Freiheit; Sie werden sehen, ob ich

Der

Sonntagsgast.

Jahrgang 20.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 1.

nicht mein Wort halte und ob ich mich fürchte, zu sterben.“

„Ob! Du bist kein Narr, aber Du mußt mich für einen halten. Einmal in Freiheit und weit weg von da und dann zurückkehren, um erschossen zu werden, gerade als ob Du ein gewöhnliches Versprechen hieltest? Nein, Büschchen, das kannst Du mir kaum weismachen!“

„Hören Sie mich an, Herr, ich bitte Sie! Vielleicht haben Sie eine gute Mutter, die Sie lieben, mehr lieben als Alles in der Welt. Wenn Sie, wie ich jetzt, sterben sollten, so wären Ihre letzten Gedanken bei ihr. Und Sie würden den Mann segnen, der Ihnen die Erlaubniß gäbe, sie noch einmal, zum letzten Male zu sehen. Herr Kommandant, thun Sie für mich, was Sie andere bitten würden zu thun. Geben Sie mir eine Stunde frei und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich zurückkehren und mich überliefern werde. Ich das Leben selbst eines gedrohten Versprechens werth?“

Während der Junge sprach, schritt der Kommandant auf und ab, drehte lebhaft seinen Schnurrbart und lämpfte augenscheinlich gegen die Mährung, die in ihm aufkommen wollte.

„Mein Wort,“ murmelte er. „Dieser Gassenbube schwört von „mein Wort“, als ob er ein Ritter von der Tafelrunde wäre!“

„Plötzlich hielt er dicht vor seinem Gefangenen an und fragte in barockem Tone: „Dein Name?“

„Victor Curi.“

„Alter?“

„Sechzehn am 15. Juli nächstbin.“

„Wo wohnt Deine Mutter?“

„In Belleville.“

„Was hat Dich veranlaßt, der Kommune zu folgen?“

„Hauptsächlich die dreißig Sous.“

Dann haben die Nachbarn und meine Kameraden gedroht, mich zu erschiesen, wenn ich nicht mit ihnen ziehe; sie sagten, ich sei groß und stark genug, eine Flinte zu tragen. Meine Mutter fürchtete sich vor ihnen und bat mich weinend, ihnen Folge zu leisten.“

„Du hast also keinen Vater mehr?“

„Er wurde getödtet.“

„Und wo?“

„Bei Bourget im Kampf für das Vaterland.“

Der Kommandant wandte sich zu seinen Offizieren, um ihre Meinung zu vernehmen. Alle schienen tief gerührt zu sein.

„Nun gut!“ sagte der Offizier nach kurzer Ueberlegung ernst. „Du kannst hingehen, um Deine Mutter zu sehen. Du hast mir Dein Ehrenwort gegeben, nach einer Stunde wieder hier zu sein.“

„Ost bien.“ Ich werde dann erfahren, ob Du ein feiger Bursche bist. Ich gebe Dir Zeit bis zum Abend. Wenn Du bis acht Uhr nicht hier bist, so werde ich Dich als einen Prahler betrachten, der sich mehr um's Leben, als um die Ehre zu thun ist. Alons! Vorwärts marsch!“

„Ich danke Ihnen, Herr Kommandant.“ Ich werde um acht Uhr hier sein.“

„Bist Du dessen auch ganz sicher?“

„Ganz sicher.“

„Das werden wir dann sehen.“

Der Knabe wollte den Offizier vor Freude und Dankbarkeit umarmen, wurde aber vom Offizier sanft zurückgewiesen.

„Nicht,“ sagte er. „Heute Abend, wenn Du zurückkehrst, will ich Dich umarmen — vor dem „Peloton“, fügte er fastlächelnd bei. „Fort mit Dir!“

Victor lief wie ein Kaskade, die Offiziere lächelten, indem sie ihn verschwinden sahen. Zwanzig Minuten später klopfte er an die Wohnung seiner Mutter und die Nachbarin, welche sie pflegte, öffnete ihm. Sie fuhr erschrocken zurück und ließ einen Schrei des Erstaunens aus, denn sie hielt ihn, wie Jedermann für todt. Er wollte ins Zimmer zur Mutter eilen, wurde jedoch von der Frau zurückgehalten.

„Tritt leise ein,“ sagte sie flüsternd, „denn sie schläft. Sie ist seit beinahe Weggang sehr krank gewesen; es geht ihr aber ein wenig besser. Der Arzt sagte gestern, daß sie bald zu Kräften kommen würde, wenn sie schlafen könnte; man darf sie also nicht wecken. Armes Ding! sie wird sich wohl sehr freuen, dich zu sehen, denn sie hat so oft nach dir gefragt. Wenn sie nicht nach dir rief, so betete sie zum „Bon Dieu“, daß er dich erhalten und den Frieden dem Lande wieder geben möge. Ach! man möchte wohl sagen, er, der gute Gott, hätte uns verlassen und die Menschen ihrem eigenen Willen überlassen. Es ist schrecklich!“

Jetzt glaubte der ungeduldige Victor seinen Namen mit schwacher Stimme rufen zu hören. Auf den Jochen schlich er auf das Bett seiner Mutter zu. Er hatte sich nicht getraut, die Augen der kranken Frau standen weit offen.

„Victor! mein liebes Kind!“ rief sie mit schwacher Stimme aus. Ohne ein Wort zu äußern, legte er sich neben sie auf das Bett und ihre Arme schlangen sich um ihn.

Und nun konnte der Knabe, der so gelassen dem Tode ins Angesicht gesehen, nichts anderes thun als schluchzen. Jetzt, in den Armen der Mutter, wurde er wieder ein schüchternes, zweifelndes Kind.

Die kranke Frau, die aus seiner Gegenwart Kraft zu schöpfen schien, versuchte umsonst, ihn zu trosten.

„Warum bist du denn so traurig, mein liebes, liebes Kind?“ fragte sie. „Du sollst mich ja nie mehr verlassen. Wir wollen diese abscheuliche Uniform wegwerfen; ich mag sie nicht mehr sehen. Ich fühle mich viel stärker seitdem du gekommen bist und will machen, daß ich recht bald gesund werde. Bald wirst du wieder an die Arbeit gehen und dann aufwachen und ein gutes Mädchen heirathen. Die Vergangenheit wird dir dann nur als ein schlechter Traum erscheinen, und wir werden sie ganz vergessen, ganz, liebes Kind.“

Arme Seele! Wie konnte sie wissen, daß das Bild, welches sie von einer freundlichen Zukunft entworfen, den Knaben nur noch trauriger stimmte? Sie schwieg, indem sie sich sagte, daß es wohl der beste Weg sei, Dränen zu trocknen, indem man sie frei fließen läßt. Sie küßte den Knaben, ließ das müde Haupt auf das Kissen zurückfallen und überließ sich den Träumen von glücklicheren, zukünftigen Tagen. Das Schluchzen des Knaben legte sich nach und nach und bald vernahm man im Zimmer nur noch die regelmäßigen Athembzüge von Mutter und Kind.

Beigang über seine Schwachheit erlangte Victor wieder seine Fassung. Als er sich erhob, war seine Mutter vor Erschöpfung, welche die plötzliche Freude verursacht hatte, eingeschlafen.

Dieser Anblick gab ihm seinen Muth vollständig zurück. Eine glütige Vorlesung, dachte er, hatte ihm eine Scene erspart, die für seine Kräfte zu viel gewesen wäre und so entschloß er sich, die Mutter sofort zu verlassen. Noch einen leichten Kuß drückte er ihr auf die Stirn und schaute ihr noch einige Augenblicke ins Angesicht; sie schien zu lächeln. Dann eilte er aus dem Hause seines Vaters, ohne daß er es gewagt hätte, auch nur ein einziges Mal sich umzusehen.

„Wie! so bald?“ rief der Kommandant erstaunt aus. Er hatte als guterhiger Mann geglaubt, der Knabe würde nicht mehr zurückkehren.

„Aber ich habe es ja versprochen!“

„Ohne Zweifel, aber warum denn so eilig? Du hättest ja noch viel länger bei deiner Mutter weilen und doch dein Wort halten können.“

„Arme Mutter! Nach einer traurigen, thranenvollen Scene — Thranen der Freude für sie, der Verweigerung für mich — schlummerte sie so ruhig, so zufrieden ein, daß ich es nicht wagte, sie zu wecken. Sie hielt mich noch mit den Armen umschlungen, als wollte sie mich nicht mehr von sich lassen. Wie hätte ich ihr die Wahrheit sagen können? Wer weiß, ob ich dann noch den Muth gehabt hätte, sie zu verlassen? Was hätten Sie von mir gedacht, wenn ich nicht zurückgekehrt wäre?“

Ich küßte sie also und schlich mich wie ein Dieb fort, während sie noch schlief und da bin ich. Möge Gott gut mit ihr sein, weil Sie es gegen mich gewiesen ist. „Herr Kommandant,“ ich habe noch eine Bitte; machen Sie es kurz!“

Der Offizier betrachtete den Knaben mit den gemischten Gefühlen des Mitleids und der Bewunderung, seine Augen waren feucht.

„Du hast dich also ganz ergeben und der Tod erschreckt dich nicht?“

sagte er.

Victor machte eine verneinende Bewegung.

„Und wenn ich dich begnadigen würde?“

„Sie würden damit auch das Leben meiner Mutter retten und ich würde Sie als zweiten Vater verehren.“

„Alons!“ Du bist ein muthiger Bursche und hast es nicht verdient, so zu leiden. Du kannst gehen. Umarme mich noch — „bien!“ Nun gehe, gehe schnell. Gehe zu deiner Mutter und liebe sie immer.“

Indem der Offizier diese Worte sprach, nahm er den Knaben bei der Schulter und schob ihn sanft von sich.

„Es wäre wirklich schade um ihn gewesen,“ sagte er, sich entschuldigend, zu seinen Offizieren gewandt.

Victor lief nicht, er flog nach Hause. Die Mutter schlief noch. Er hatte sie so gerne mit Küßen überhäuft; allein er wagte es nicht, sie zu wecken. Er legte sich wieder neben sie auf's Bett. Plötzlich fuhr sie auf und rief aus: „Dant dir, Victor! Mein Kind! O!

Dant! — Ach, bist du denn wirklich bei mir?“

Sie betastete ihn überall mit ihren abgemagerten Händen, zog in näher an sich und überhäufte ihn mit Küßen. Dann fing sie an, tonloslich zu schluchzen. „O, mein Kind, mein Kind!“ rief sie, „es träumte mir, sie wollten dich erschießen!“

Das Butterfaß in der Schanze.

Nach zog es nach der nordischen Hauptstadt am blauen Grunde — nach Kopenhagen. Nun fahre ich auf der Veranda des Strand-Pavillons an der „Kangen Linie“ und träume.

Es ist Abend, die Leuchtbäume werfen ihren Schein über die Wellen, Segelboote kreuzen vor dem Winde, begleitet von dem fernen Bogenfluge der Möwen. Langsam rauscht ein Dampfer vorbei, der ein mächtiges altes Kriegsschiff ohne jede Takelage im Schlepptau hat.

„Beer“, sagte ich zu meinem jungen Freunde und Begleiter, „kennen Sie das alte Raafell?“ „O, ja, das ist der alte „Niels Juel“, früher ein stolzer Kriegsdampfer mit 40 Kanonen, jetzt ausgerüstetes Schulschiff, wie der „Wolf Krake“, der drüben beim Fort „Tre Kroner“ liegt.“ — Ich sprang nach der Ecke der Veranda und verfolgte das alte Schiff mit den Augen, so weit es möglich war, kaum fähig, meine Erregung zu verbergen. — Ich hatte den „Niels Juel“, damals der Schrecken unserer Marine, wohl kennen gelernt, als er die Gammelmark-Batterie am Alsen-Sund beschoß — aber auch den „Niels Juel“ kannte ich.

Es war im April 1864, als ein Bataillon des 48. Infanterie-Regiments, eine halbe Batterie Artillerie und meine (die zweite) Schwadron des 4. Mühlenschen Kürassier-Regiments die kleine Insel Fehmarn einnahmen. Die kleine Besatzung, etwa 120 Mann, ergab sich. Aber nun blieb es, die ungefähre vier Seiertmeilen große Insel mit unserer geringen Streitmacht gegen die dänischen Kriegsschiffe zu verteidigen. Da diese verschiedene Landungsversuche machten, so wurden nach allen ausgelegten Stellen Infanterie-Banden beordert, denen je zwei Mann Küraffiere beigegeben waren, die den Melde-dienst versahen. Unsere Hauptmacht, die Infanterie und Artillerie, befand sich in dem Städtchen Burg, das ungesähr in der Mitte der Insel liegt. Hier standen Tag und Nacht ein halbes Hundert Bauernwagen angeparkt, um unsere Infanterie möglichst rasch nach den bedrohten Stellen an der Küste hinzubringen. Unsere Schwadron war in Meldeposten vollständig aufgestellt.

Ich wurde mit einem Gefreiten zur Infanterie-Wache nach der Tische kommandirt, einer Landung, die sich weit in den Fehmarn-Sund erstreckte. Hier stand das Geschöß des alten Kapitans Adams, der das Amt eines Vorkommens Kommandeurs versah und dazu vom Ertrage seiner schönen Wiesen und seines Viehstalles ein bescheidenes Leben führte. Adams war eine alte Seeratte; er hatte fast alle Meere der Welt besahren und wußte recht gut zu plaudern.

Wir saßen eines Morgens nach dem Frühstück beglücklich auf der großen Veranda vor dem Hause, schmauchten unsere Pfeife und lachten mit dem großen Zubus des Kapitäns, einem alten, aber trefflichen Fernrohr den Horizont ab, da fast täglich dänische Kanonenboote um die Insel kreuzten. Plötzlich rief der Kapitän: „Ich glaube, es giebt etwas zu melden, ein großes Schiff feuert gerade auf uns zu!“ Und so war es; immer klarer war der Rumpf eines größeren Dampfers mit rauchendem Schlot zu erkennen. Aber auch die Aufregung des Alten steigerte sich mit jeder Minute, zumal er nun das Schiff erkannte; es war die dänische Fregatte „Niels Juel“, die 40 Kanonen führte. Ich brachte rasch die Meldung zu Papier, half meinem Kameraden auf's Pferd und in tollem Ritt ging es über die weiten Wiesen nach dem etwa drei Viertelstunden entfernten Burg zu.

Die Fregatte kam immer näher; wir hatten weiter nichts zu thun, als den Gang der Dinge abzuwarten. Es verging kaum eine Viertelstunde, als das Schiff eine halbe Wendung machte und seine Breitseite zeigte. Jetzt sahen wir deutlich zwei, drei, vier Rauchschiffe aus den Stützposten aufsteigen, dessen einige Sekunden später hallte auch der Donner aus ebenso vielen Geschützen zu uns herüber.

Wir, die Wachen, hatten uns hinter dem freistehenden Wohnhause versammelt und rauchten unsere Pfeifen; das Gefunde flüchtete in die Keller. „Niels Juel“ gab im Ganzen ungefähr 10 Schüsse ab, die nach der etwa 200 Schritte entfernten Vorkommens-Station gerichtet waren und diese auch zum

Theil trafen und zerstörten. Eine Kugel, ein 30pfündiges Vollgeschöß, schlug dicht vor dem Hause nieder, so daß der aufsteigende Kies und Sand mehrere Fensterscheiben zertrümmerte. Dann machte die Fregatte lechzt und dampfte langsam weiter; jedenfalls hatten die Dänen nun auch die im Galopp herankommende Artillerie und die Wagen mit der Infanterie auf der flachen Insel bemerkt. Es war ein häßliches Bild, als zuerst unsere Artillerie heranzog: Batterie rechtsum, lechzt, schwenkt, halt — proßt ab — Feuer! — und majestätisch rollte der Donner über die Meereswellen. Aber wir konnten den Dänen nichts mehr schaden, denn wir sahen genau, wie unsere Granaten pflanzten, bevor sie das Schiff erreichten; wir hatten damals noch die alten glatten Geschütze. Bald war die Fregatte außer Sicht und nach einer halbstündigen Ruhe zog unsere Streitmacht wieder ab. Nun hatten wir wenigstens Pulver gerochen und Alles war natürlich in Aufregung. Auch der alte Adams jammerte: „Meine Boote haben sie mir heute zertrüffelt, vielleicht kommen sie morgen und ichießen mir auch Haus und Hof zusammen. Denn bis Eure Artillerie herankommt, ist's zu spät!“ — Sehen Sie drüben die alte Schanze?“

Kaum dreihundert Schritte vom Gesicht entfernt, stand ein mit Gras bewachsener Erdwall, wirklich, noch eine Schanze aus dem Kriege vom Jahre 1849.

Adams bat mich, im Falle wieder ein Kriegsschiff nahen sollte, doch mit „einigen Soldaten die Schanze zu besetzen, damit die Dänen glauben, sie seien Geschütze darin.“ Der Alte hatte freilich in seiner Angst nur den Gedanken, wie er Haus und Hof gegen etwaige Angriffe schützen könne. Aber auch meine Strategie bedachte einen Plan aus. Die höfsteinischen Butterfässer, lang und schmal, aus hellem, weisse-scheuertem Holz, sahen der Kanone nicht unähnlich. Nachdem wir eines auf einen flachen Milchwagen festgebunden, schoben wir das improvisirte Geschütz mit lustigem Gallopp und Hurrah nach der Schanze hin. Das gefiel unserem Wirth und er gab reichlich „Beer und Rom“ zum Besten.

Und was soll ich sagen: 2 oder 3 Tage später ganz dasselbe Bild. Es war ein heller, schöner Frühlingssorgen, als schon das Hauschen einer Dampfmaschine über die glatte See hobor wurde. Bald zeigte sich auch unser „Niels Juel“ mit direktem Kurs auf uns zu.

Ich werfe meinen Kürassier wieder aus's Pferd und laufe mit vier Infanteristen nach der Schanze, mit einer langen Bohnenstange hantirend. Wir legen uns über das Butterfaß und richten es auf die Fregatte, die bis auf etwa 2000 Meter herankam. Plötzlich aber machte sie in einem weiten Bogen lechzt und dampfte ab. Als unsere Artillerie und die Bauernwagen mit der Infanterie herangaloppierten, war die Arbeit geschehen; wir hatten mit einem Butterfaß eine Fregatte von 40 Kanonen in die Flucht geschlagen.“

Das Gelächter aber und das Hurrah-geschrei der Artilleristen wollte kein Ende nehmen, als sie unsere „armirte“ Schanze besahen. Am meisten zufrieden aber war der alte Adams. Er hat auch sein Butterfaß nicht aus der Schanze geholt, bis der Waffenhilfsstand kam.

Ein biederer Sachse.

Bei meiner letzten Fahrt über den atlantischen Ozean hatte ich zum Tisch-nachbar einen wackeren Steinbauer aus der Salzstadt an der Saale, der einen feil längerer Zeit in Philadelphia an-fässigen Bruder besuchen wollte, einen originellen Herrn mittleren Alters, der den Mittreisenden durch seine drolligen Einfälle und die Art und Weise, wie er sich ausdrückte, vielen Spaß bereite-te. Selbstverständlich verstand er kein Wort Englisch, und gab sich während der Ueberfahrt nicht die geringste Mühe, etwas von der Sprache des Landes, das er besuchen wollte, zu erlernen. Nur den Namen eines einzigen Gegenstandes, dessen er als eifriger Raucher täglich einige Dugend Male bedurfte, und ihn nannte er auf sächsisch-englisch „Matfak!“

In New York angekommen, fiel er bei der Zollrevision unglückseliger Weise in die Hände eines Zollbeamten, dessen Wiege auf der grünen Insel gestanden hatte. Die Conversation zwischen den beiden war einfach großartig. Der eine fragte auf irisch-englisch, der andere antwortete auf sächsisch-deutsch. Verständigung natürlich unmöglich. Da kam dem Beamten auf einmal ein glücklicher Gedanke. Er sagte nach dem Westfälschen des Fremden und fragte: „Got any watch?“ „Aha,“ denkt mein biederer Sachse, durch den Gleich-

hang verleitet, „jezt verstehe ich Dich.“ Er greift in die Tasche und überreicht mit den Worten „hier, mei gutestes Herrchen, ich hab Se grade noch zwee,“ dem erstaunten Beamten zwei Streich-hölzer.

Einige Wochen später traf ich ihn in der Quaterstadt am Delaware, und erkundigte mich bei ihm, wie ihm sein Aufenthalt hierzulande befoge. „Ach, wissen Sie, nich besonders, bloß mei Bruder is sehr gut, der läßt mich net-gens bezahlen, denn ich hab Se bloß deutsches Vabiergeld mit und das will ich mer doch nich wechseln lassen. Un-neulich, da hat er gar lei Testament gemacht um meinen Gindern sei ganzes Vermögen vermach. Nu möchte ich mich doch gerne verandern. Was meinen Sie, ich denke, wenn ich nach Deutschland komme, schide ich ihm — ich bin Se nämlich Steinbauer — als Dant enen recht schönen — Grabstein!“

Großmüthig.

Daß auch Napoleon der Erste großmüthig handeln konnte, zeigt folgender Vorfall.

Ein Graf V., den er zu Rang und Würden erhoben hatte, verrieth ihn aus Gründen, die nie bekannt geworden sind. Als Napoleon von seinem Treubruch erfuhr, veranlaßte er die sofortige Verhaftung des Schuldigen. Schon tags darauf sollte er vernommen und, da sein Vergehen sonnenklar zu Tage lag, verurtheilt werden. Inzwischen erbat sich die Frau des Grafen eine Audienz, welche der Kaiser ihr auch bewilligte.

„Madame,“ sagte Napoleon, „um Ihre Willen thut es mir leid, daß Ihr Gemahl sich in eine Schuld verwickelt hat, die keine Unabbarkeit nur allzu unwiderleglich bloßstellt.“

„Vielleicht ist er so schuldig nicht, wie Eure Majestät annehmen geruhen,“ sagte die Gräfin zu erwiedern.

„Die Handchrift ihres Gatten ist Ihnen jedenfalls bekannt,“ bemerkte der Kaiser, einen Brief aus der Tasche ziehend, den er schweigend der Gräfin überreichte.

In dem Schreiben erkannte sie die Handchrift ihres Mannes und, überwältigt von dieser Thatfache, sank sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sagte Napoleon: „Behalten Sie den Brief, Gräfin, er ist der einzige gefechtskräftige Beweis seiner Schuld; im Kamin hinter Ihnen ist ein Feuer angezündet.“

Die Gräfin verstand den Wink und warf das wichtige Schriftstück schleunigst in die Flammen. Zwar wurde dadurch das Leben ihres Mannes gerettet, doch seine Ehre war für immer verloren.

Ludwig des Sechzigsten Lebermeister.

Im Mai 1792 hatte Ludwig der Sechzigste im Verein mit dem Pariser Schloßmeister Jacques Gamin, der seit vielen Jahren sein Lebermeister in dem als Liebhaberei von ihm betriebenen Handwerk war, einen tynstollen eisernen Wandschrank fertiggestellt, in eine Wand seines Arbeitszimmers in den Tuilerien einmauern ließ. Die Stelle, wo sich die Thür des geheimen Schranckes in der Wand befand, war durch eine Tapete und ungesundes Gestühl derartig bedeckt worden, daß der König den Schrank für ein sicheres Versteck zur Aufbewahrung seiner Privatpapiere hielt; Jacques Gamin, der Schloffer, war ihm ergeben, und ein Verrath von seiner Seite schien ausgeschlossen zu sein.

Als jedoch bald darauf eine Verfolgung aller deder begann, die mit Ludwig dem Sechzigsten in Verlehr ge-handen hatten, hielt es Gamin für gerathen, dem Nationalkonvent Anzeige von dem Geheimniss des Königs zu erstatten. Einem Judas gleich führte er selbst die zwölf-beordneten Untersuchungskommissionäre in das Gemach, und indem er mit frecher Vertraulichkeit seinem königlichen Schüler die rechte Hand reichte, klopfte er mit dem Stod in seiner Linken an die Stelle der Wand, wo sich der vermauerte Schrank befand.

Ludwig, der jetzt die verrätherische Komödie durchschaute, sagte, voll der Traurigkeit die Hand aus der Rechten des Schloffers ziehend: „Habe ich das um Euch verdient?“

Der Schrank wurde sogleich erbrochen. Er enthielt die Briefe, die er von seinen ins Ausland geflüchteten Brüdern erhalten hatte, Schriftstücke, die später trotz ihrer Harmlosigkeit über ihn auszusprechen. Jacques Gamin empfing für seine Judasthat eine lebenslängliche Pension.

Der Spielschul.

König Friedrich der Fide von Württemberg, ein wegen seiner ungesügelten Heftigkeit und thranischen Gemüthsart gefürchteter Mann, hatte einen sogenannten Spielschul, der, wenn man sich darauf setzte, die beliebtesten Volks-melodien spielte. Das Uhlrwerk im Stuhle war einst aufgezogen, wurde aber durch irgend eine Störung gehemmt; kurz, als sich der Leibarg eines Tages auf den Sessel niederließ, um den im Sterben liegenden König zu beobachten, kam das Walzwerk wieder in Bewegung und die Melodie des Liedes: „Du bist der beste Bruder auch nicht!“ ertönte zum Entsetzen aller An-wesenden durch das Zimmer.